Der Kirchhof von Souchez.

Von **Bernhard Kellermann.**

Westlicher Kriegsschauplatz, im Juli.

Der Chef ist ein großer, breitschultriger Mann mit ernsten, nachdenklichen Augen. Er trägt die Generalsuniform für sich tragende Männer und das Monokel auf seinem Schulterstück ist nicht leicht. Er scheint in sich, nach einer, einer feinen Heldengeneral das Recht im Gesicht zu haben und kaum Chef, warum sich so nicht an mich gewendet? — Für jeden einzelnen der Grenzen, die aus allen Theilen des Reiches kommen, und es Gerüge trägt wie ein Retter. Es ist fest zu sich für einen Mann, der sich bei Gerüge seiner Pflicht das bewußt ist.

Liebenswürdig begleitet er mich in der Halle seines Quartiers, aber der Groll weicht nicht aus seinem Antlitz, weitere Fragen Gesicht. Er sagt: „Wir haben heute Nacht angegriffen. Der Ausgang der Gefechts ist noch nicht bekannt.“

Es ist der Angriff auf den Kirchhof von Souchez. Es ist neun Uhr. Noch nichts bekannt? Wird noch gekämpft, wie sich die Würfel? Nur wer weiß, wie es dort zugeht, muß es mit diesen Grabenkämpfen

Gewehren vorgeführt und das siebenfache beste Franzosenvolk abgeschlagen. Damit war das „große Franzosenvolk“ erledigt. Ein großer Erfolg! Ein paar Tage später — ich sprecht hier nur von gelben Kämpfen, geführt wird hier Tag und Nacht! — gelang die Franzosen mittlerweile unsere Stellen bei der Lorettohöhe an. Doch unsere Gegen warfen sie zurück, so ist es kommen. Die Kämpfe wurden rasender und rasender. Am 7. verschwanden unsere Gegen unter einem Hagel von Gicht. Es half nichts. Sie mußten zurück und die Franzosen besetzten 800 Meter zusammengeschossener Gräben. Am 8. warfen unsere Gegen sie wieder hinaus, räumten Gräben und Sappen und Trichter für auf ein Grabenstück von 150 Metern, das der Franzose halten konnte. Die Gräben waren Ketten von Granattrichtern geworden, man mußte oft nicht, setzen Franzosen im Trichter brüllen oder die Unsrigen. Um die 150 Meter wird seitdem erbittert gekämpft, hin und her, Vorstoß auf Vorstoß. Jäh und toll schlägt sich der Gegner. Die Handgranaten fliegen hin-

Gefangener aus der Erde, Gleiter und der Kalk, es ist kein Wunder, daß das Herz des tapferen Franzosen schlägt.

Seine Kriegsmittel haben noch andere Gestalten. Ich sah, es kann das Feuer nicht mehr hinzugeben. Es ist Nacht. Der Mond steht und die Bäume rauschen, daß die Granate so prächtiglich. Seine Kriegsmittel heißen verzweifelt. Hilfe, Hilfe! O, jemand, seine tapferen Kameraden, glaubt es nur, sie müssen nicht abgeben kommen, wenn sie könnten. Aber sie können nicht! Der erste und nachdrücklichste Chef hat alles mit schrecklicher Gewaltsamkeit verzeichnet, wenn er heute für seine Gräber. Es liegt Sperrfeuer auf den Verbindungsgängen der Franzosen, furchtbares Feuer, nicht einmal ein Engel, ein unverwundbarer Engel kann durch den Sperrriegel! Sie sind verloren. Hier geht es keine Wunder. Hier herrscht die Granate, Gicht, Sprengstoffe, nichts sonst. Sie sind umzingelt.

Das Feuer schweigt. Horch! Vier Kompagnien gehen vor zum Sturm. Die Fusiln kommen sie daher. Tod oder Sieg! Es giebt nichts anderes.

Der Franzose aber ist nicht tot. Er wimmelt zwischen den Sandsäcken, er wühlt in den Gräben, Maschinengewehre, ein Schwarm zischender Spitzkugeln. Der schwere Fall von Männern. Handgrana-

Der Kirchhof von Souchez.

bei Souchez auf sich hat, kann begreifen, daß noch keine Nachricht eingelaufen ist. Dort giebt es keine Gruben mit elektrischem Licht und einer Telephonleitung, durch die man ohne jede Mühe glatt mit Berlin sprechen kann. Die Drähte werden in jeder Nacht ein paarmal entzweigeschossen. Die Gräben sind zusammengetrommelt. Es kann sein, daß zehn Leute einen Granattrichter halten, mit einem Maschinengewehr, oder nur mit Gewehren, oder nur mit Handgranaten, daß sie, sage ich, dieses Erdloch halten, vierundzwanzig, achtundvierzig Stunden, bis Verstärkung kommt oder eine Sappe zum Trichter vorgetrieben werden konnte. So sieht es dort aus. Es ist unmöglich, den Kopf herauszustrecken, geschweige denn den Graben zu verlassen, um Nachricht zu geben.

Souchez ist eine böse Ecke. Unsere Stellungen umklammern es in weitem Bogen, und die Regimenter sind entschlossen, diesen Bogen, diesen Riegel zu halten. Keinen Meter Boden soll der Franzose haben! Zudem böte der Besitz von Souchez den Franzosen noch größere Vortheile der Beobachtung, als sie sie jetzt schon mit der Lorettohöhe besitzen. Ich war oben im Fesselballon und habe es mit eigenen Augen gesehen: flach wie eine Pfanne läge die Ebene dann vor ihnen. Um jede kleine Bodenwelle wird dort gekämpft, um jedes Gebüsch, um jeden Straßengraben. Der Franzose weiß recht wohl, was er will, und macht einen Vorstoß nach dem anderen. Es war ihm auf Tage gelungen, sich da und dort in unserem Bogen festzusetzen. Südlich von Souchez, gegen Givenchy zu, hatte er seine Stellungen vorgeschoben (das sogenannte große Franzosennest), im Kirchhof hatte er sich festgebissen und westlich von Souchez, gegen die Zuckerfabrik und Lorettohöhe, hatte er sich vorgewühlt (das kleine Franzosennest).

Hin und her geht der Kampf um zerstampfte Gruben und Granattrichter. Dieser Kirchhof von Souchez, wohlverstanden, ist über seine Ufer getreten, genau wie der Carency-Bach, seine Mauern sind gefallen und er wächst und wächst.

Zwischen dem 21. und 24. Juni wurde das „große Franzosennest“ ausgehoben. Es waren wütende Nachtkämpfe! Der Angriff wurde von allen Seiten durch

über, herüber...

In der Nacht vom 11. auf den 12. kam der Kirchhof an die Reihe.

Ich habe im Tagebuch eines Gefangenen geblättert. Der letzte Eintrag lautet: „Heute ist mein Geburtstag. Wir liegen im Kirchhof von Souchez, die Granaten schlagen ein und die Kreuze und Marmorblöcke und Gerippe fliegen nur so in der Luft herum. Diesen Geburtstag werde ich nie vergessen, solange ich lebe.“ Ein hübscher Geburtstag, alle Wetter! Es ist ja immerhin schon merkwürdig, seinen Geburtstag auf einem Kirchhof zu verbringen, aber auf einem Kirchhof unter Granatfeuer, das ist eine Sache, die nicht oft vorkommt.

Es sind unsere Granaten, sie, wie man in dem zerweichten, verblaßten Tagebuch des piou-piou lesen kann, den Tanz eröffnen. Sie kommen in ganzen Schwärmen an, in Schwärmen heulender und zischender Geister, die aus der Luft stürzen, auf die feindlichen Gräben. Sie krachen, der Kirchhof erbebt bis hinab zu den Särgen. Schwarze und rostfarbene Wolken wälzen sich zwischen den Grabsteinen. Die Steine fliegen in die Luft, die Blechkränze und Holzkreuze. Es wird Ernst, kein Zweifel! Bis hinab zu den Särgen fressen sich die Granaten. Nun kommen auch die Bretter. Die Todten da unten hören nichts, sie liegen in tiefem, tiefem Schlaf. Aber dann kommen sie doch herauf, selbst die Todten erweckt dieser Lärm. Sie kommen herauf um nachzusehen, was es giebt. Das jüngste Gericht, ist das jüngste Gericht gekommen? Konnten die Lebenden, diese Thoren, die das Geheimnis und die Weisheit da unten unter der Erde nicht ahnen, konnten sie sich nicht einen andern Ort aussuchen, wenn sie etwas unter sich auszumachen hatten? Schrecklich, dreimal schrecklich eine Welt, in der man selbst im Sarge nicht zur Ruhe kommt! Die Gerippe, die sich zwischen den Grabhügeln und Blechkränzen aufrichten, zerstieben. Weg damit! Der Granate ist der Todte im Weg, sie sucht den Lebendigen und sie wiehert über die anmaßende Philosophie der Skelette. Weg, fort! Sie hat nur einen schrecklichen Willen: zu tödten!

ten. Geschrei und Taumeln. Pardon! Pardon! Hände strecken sich aus den Gräben und Gräbern. Wir ergeben uns;

Der Kirchhof ist genommen!

Die Gefangenen werden abgeführt. Die Verwundeten schleppen sich davon. Die Krankenträger tragen die Schwerverletzten. Der Tag graut. Nebel. Der ernste und nachdenkliche Oberst geht in seinem Zimmer hin und her und wartet auf Botschaft.

Der Kirchhof hat neue Gäste bekommen. Was sind dagegen die paar Todten, die in ihrer Ruhe gestört wurden?

Hier liegen tausend Franzosen, hier liegen Feldgraue, alle Söhne von Müttern — —

„Der Kirchhof von Souchez ist erobert.“ Eine Zeile. Die Leute sagen: Nun ist der Kirchhof von Souchez wieder genommen worden, Gott sei Dank! Sie denken sich nicht viel dabei, sie ahnen es nicht —!

Es ist möglich, daß die Franzosen wieder ein Regiment opfern, um den Kirchhof zurückzugewinnen, es ist sicher, daß wir ihn dann wieder stürmen werden. So ist es hier.

Wir haben den Riegel um Souchez vorgeschoben, wir haben ihn fester geschweißt, die Feldgrauen schweißten ihn fester mit ihrem rothen Blut.

Die Gefangenen marschiren durch Souchez. Die Ueberlebenden aus dem Kirchhof! Auch das Geburtstagskind ist darunter, er hat Glück gehabt, diesen Geburtstag zu überleben. Schwerverletzt liegt der französische Kapitän auf der Bahre. Noch sind sie keineswegs in Sicherheit, denn die französischen Granaten fegen in das Dorf. Aber sie hoffen wieder. Die Sonne geht auf.

Ich treffe den ernsten Oberst wieder. Die Gefangenen stehen in Reih und Glied. Er mustert sie schweigend. Er spricht kein Wort. Wozu? Ich trete an ihn heran, grüße und beglückwünsche ihn zu seinem Erfolg.

Er nickt. Ein höfliches Lächeln. Aber sofort ist sein starres Gesicht wieder ernst und voll schwerer Gedanken. Viele seiner Söhne, für die er sorgte wie ein Vater, sind nicht wiedergekommen, zwei seiner tapferen Kompagniechefs sind gefallen!

Berlin während des Kriegsjahres.

Von **Robert Misch.**

Berlin, Ende Juli, 1915.

Es ist selbstverständlich, daß dieser in den verschiedensten Phasen abrollende Weltkrieg sich auch im Spiegel der deutschen Haupt- und Weltstadt in wechselnden Konturen und Farben abzeichnet; lehrreich und interessant, diese abwechselnden Phasen zu beobachten. Wie hat diese regsame, nervöse und unermüdliche Arbeitsstadt auf die plötzliche und nun schon so lange währende Umwälzung reagirt? Zuerst mit wachsender Spannung den jähen Ereignissen des letzten Hochsommers folgend, wimmelte sie bei Kriegsausbruch gleich einem aufgestörten Ameisenhaufen durcheinander. In aufschäumender Begeisterung, die in den ersten erregten und wilden Tagen nicht ganz frei von „Spionitis“ war, sich sogar zu einigen grotesken Scenen und Verhaftungen steigerte. Jedoch dieser kritische, besonnene Volksschlag norddeutsch-berliner Prägung fand bald seine gewohnte Ruhe und Nüchternheit wieder. Man überließ es, nachdem auch die Blätter warnend und besänftigend eingegriffen, den Behörden, Berlin und Umgegend von den zahlreichen Agenten und Spionen unseres verschlagenen Nachbarn im Osten zu befreien.

Ende August nahm Berlin allmählich wieder sein altes Aussehen an, nur belebt von den langen Zügen feldgrauer Männer, die es auf seinen Bahnlinien nach Ost und West ausschickte und durchrollen ließ. Diese Abschiedsscenen sind wohl in der ganzen kriegführenden Welt mutatis mutandis dieselben gewesen. Und auch die anfängliche Lähmung der Geschäftswelt, erste Kleingeldnoth, Einschränkung der „Elektrischen“, die Arbeitslosigkeit und Stockungen jeder Art. In jähem Erschrecken stand alles still, was nicht schon vorher für den Krieg arbeitete. Dann kamen die ersten Schlachten im Westen, das jähe, gewaltige Vorfluthen der deutschen Legionen nach Belgien und Nordfrankreich — Sieg auf Sieg — Lüttich, Namur, Brüssel, Antwerpen, Maubeuge, die Lothringer Siege. Und Berlin jubelte, steckte Fahnen heraus bis in die entferntesten Gassen. Muth und Vertrauen hoben sich. Das Gold kroch aus seinen Verstecken in die gepanzerten Gewölbe der Reichsbank; die Industrie begann mit staunenswerther Schnelle sich dem Krieg anzupassen. Die Läden und riesigen Waarenhäuser füllten sich von Neuem mit Käufern. Der Herbst machte seine Bedürfnisse geltend. Das längst Aufgeschobene wurde jetzt erworben, da erste nervöse Sorgen stolzem Vertrauen wichen. Und die Feldgrauen da draußen versorgte treue Gatten- oder Elternliebe bald mit den kleinen Bedürfnissen des Lebens. Eine ganze Schützengräben- und Soldaten-Industrie entstand. Das Geld rollte wieder, rollte stärker als in den letzten Jahren des Rückganges, des durch bange Kriegsahnung gestörten Wirthschaftslebens.

Auch die Theater öffneten nach den etwas verlängerten Ferien ihre Pforten (restlos alle Berliner Bühnen), um sie bis heute nicht wieder zu schließen. Denn die meisten Theater spielen diesmal sogar während des Sommers durch. Und sie wurden besucht, konnten bestehen — freilich bei reduzirten Preisen, Gagen, Autorentantièmen, mit den nöthigen Ersparnissen für Ausstattung und sonstiges Zubehör. Dieser Reinigungsprozeß überspannter und theilweise ungesunder Zustände übt hoffentlich auch noch nach dem Krieg seine Wirkung aus. Die Gagen der gefeierten „Lieblinge“, ja selbst der nur beliebten und tüchtigen Darsteller waren denn doch schon über jene Grenzen

Phantasiemachen, wie die Arbeitskräfte noch ertragen können. Um sie zu ertragen, warten die im Innern Berlin ersichtlichen Preise schon seit Jahren so erhöht werden, daß die meisten Kinos (die Schauspielhäuser und die Varietés sind ausgenommen) immer mehr zum Luxus der reichsten Klassen werden. Ein Besuch bei einer mangelnden Besuch, hatte nicht die Zugkraft besitzt werden — Plätze — Devisenbestimmungen. Kurz: Unbeschadet, die im Rahmen unsere Auflagen zu schildern allzumalt fehlen mögen. Hier interessirt uns mehr der Kriegsspielplan. Wie unseren greifen die Theater zunächst zu den Klassikern, speziell zu den Stücken, die mit Krieg, Kriegserklärung und Deutschtum zusammenhängen: „Wallenstein“, „Prinz von Homburg“, „Egmont“, „Tell“, „Jungfrau von Orleans“, „Hermannsschlacht“, Reinhardt, der führende Bühnenmann Berlin's, hatte seinen Shakespeare-Abend. Es sind sicher eine Anzahl von Stücken, freilich ein wenig überflüssigerweise, ob man Shakespeare jetzt überhaupt spielen dürfe. Natürlich brachte das alte Berlin. Die Possen- und Schwanktheater brachten schnellfertig gestimmerte „Feldgrauer“ Stücke, in denen Mann oder Vater oder Sohn oder alle zugleich in den Krieg ziehen und alle Feinde im Couplet verspotten und besiegen. Das „Berliner Theater“ mit seinen „Extrablättern“ und „Immer fest drauf“ im Nollendorfplatztheater haben da wohl den Vogel abgeschossen. Allmählich lebte auch der gewöhnliche Spielplan der Bühnen wieder auf. Auch für das Lustspiel fand sich wieder ein Publikum, das in harmloser Heiterkeit die aufgeregten Nerven abspannen wollte. Nur die französischen Schwänke, die längst schal geworden, abgestandene Kost der pikanten Sauceurmischer von Paris, sie waren mit einem Schlage hinweggefegt. Jahrzehntelang hatte das Residenz-Theater, im alten Centrum der Innenstadt gelegen, die schellenkappengeschmückte dramatische Trikolore Frankreich's geschwungen mit und unter unserm komischesten Komiker Richard Alexander. In die Stadtbahnbogen nahe der Friedrichstraße hineingebaut, hatte ihm seit Jahren mit etwas feinerer Kost der Adel Hermann, Donnay und Capus das Trianontheater Konkurrenz gemacht, das Geschäftstheater des bekanntesten Bühnenverlegers. Beide Bühnen haben sich nun dem deutschen Schwank und dem Possensingspiel gewidmet — und siehe da, es ging auch so!

Das Lessingtheater (Otto Brahm's letzte Nistplätze) kam der auf's Große gerichteten Stimmung mit „Peer Gynt“ in großzügiger Inszenirung und mit einer geglückten „Egmont“-Darstellung entgegen. Mit einigen älteren Lustspielen dazwischen hielt Direktor Barnowsky, den man deswegen auch vom Kriegsdienst befreite, wacker durch. Dieser junge Bühnenleiter hat sich schnell in die vorderste Linie gestellt. Alles glückt ihm, sagen die einen. „Wie Glück sich und Verdienst verketten“, sagt Goethe, der ebensoviel vom Theater wie vom Leben verstand. Auch in der Konzertwelt merkte man eigentlich wenig vom Weltkrieg. Die Fluth dieses Oceans stieg zwar nicht ganz so hoch wie sonst. Dieser oder jener jüngere Sänger schoß seine Patronen im Graben ab, statt im Konzertsaal seine hohen Kopftöne; mancher Virtuose paukte auf den Russen statt auf dem Klavier herum. Die ernste und die Kirchenmusik kamen mehr zu ihrem Recht als sonst. Die meisten Konzerte standen unter dem Zeichen des Rothen Kreuzes. Und urplötzlich wachte die Hausmusik früherer Generationen, schon auf das Altentheil musikalischer Eigenbrödler beschränkt, wieder zu neuem Leben auf. Dasselbe wird ja aus Wien und auch vom Reiche her berichtet. Irgend ein Gönner (meist Gönnerin) mit den nöthigen Mitteln und dem Heim dazu ladet Künstler ein, die umsonst produziren (zuweilen aber auch unterstützt werden), und jene Leute, die Auszeichnung der Einladung bezahlen können und wollen. Allen ist geholfen: dem Rothen Kreuz oder der Volksküche, den mitwirkenden Künstlern, der feineren Kammermusik und den Herrschaften, die überall dabei gewesen sein müssen. Man hat das auch einfacher, billiger und populärer gemacht und dazu gestrickt — man hat es mit Thee und Schlagsahne gemacht (bis diese unpatriotisch und von der Polizei verboten wurde). Kurz, wer Musik hören wollte, konnte sie genießen. Und man spendete sie auch unseren feldgrauen Verwundeten. Wohl das Nettste und zugleich Dankbarste, diese Art von Musikmacherei! In den Lazaretten — vom eigentlichen Krankenhaus bis zur umgewandelten Kunstakademischen Hochschule in Charlottenburg gibt es hier alle Arten — stellten sich berühmte Sänger, Mimen, Virtuosen ein und auch ganz unberühmte (Wandervögel mit ihren buntbebänderten Zupfgeigen), um unsere Tapferen durch Ton und Wort zu unterhalten und zu begeistern. Berlin litt vor dem Krieg an einer Ueberfütterung mit Musik; insbesondere hatte sich das Musikkaffeehaus zu einer wahren Pest entwickelt. Eine nach der anderen dieser goldprunkenden, mit Gallerien und Loggien versehenen Gaststätten hatte sich im Westen, zumal auf dem Kurfürstendamm und der Tauentzienstraße, aufgethan. Man verübte dort schon Nachmittags Musik und des Abends und des Nachts bis zur zweiten Stunde. Es gab schmeichelnde Orchester, wimmernd-schmachtende (auch Zigeuner) und verrückte, wie das jenes „Mister Meschugge“, der mit Händen, Kopf und Füßen dirigirte und aus der Battuta eine blödsinnige Gymnastik machte. In den großen Augusttagen verebbte das stark. Man zog auch diese Künstler ein — und das Publikum streikte zunächst. Jetzt wird zwar gottlob weniger, aber doch wieder lustig darauf losgegeigt. Nur setzt die Polizei den Nachtbummlern (siehe, o Paris — bei uns gibt es noch solche!) um 1 Uhr den Stuhl vor die Thür. Alle Wirthschaften ohne Ausnahme haben diesen, für Berlin ganz ungewohnten frühen Schluß. In einzelnen Kaffeehäusern ist übrigens eine merkwürdige Mischung mit dem „Kabarett“ entstanden. Dem Geiste der Zeit und dem Drang der Noth und der Polizei gehorchend, haben diese „Kunststätten“ ihr meist dem Eros gewidmetes Programm ändern müssen. Auch beruhte

der ganze Betrieb auf theuren Weinpreisen und der Welt, in der man sich nicht langweilt. Das ging also nicht mehr. Und so stieg man zum Volk herab, in die Cafés, allwo man patriotische und feldgraue Gesänge zum besten gab. Sogar ganz bekannte Künstler dieser Gattung wirken ohne Eintrittspreis in den Abendkonzerten der besseren Kaffeehäuser mit. Dafür sammelt man aber. Tempora mutantur! Auch hier Rückkehr zum Alten!

Das Kino dagegen hat nach anfänglicher Stockung einen großen Aufschwung genommen. Freilich, unter den kleinen „Lichtbuden“ (meist in früheren zum Zwecke umgebauten Läden) hatten übergroße Konkurrenz und schlechte Zeiten schon vor dem Kriege fürchterliche Musterung gehalten. Der Krieg hat mit den kapitalschwachen Resten aufgeräumt. Nur die großen Prachtkinos blieben. Keine Stadt der Welt besitzt deren in solcher Zahl, in solch wundervoll-gediegener Ausstattung, Beleuchtung und Größe — richtige, große Theater mit Rang und Logen, denen nur die entsprechende Bühne zum schönsten Komödienhause fehlt. Die Kriegskinodramen lustiger und ernster Art, vor allem aber die lebenden Bilder unserer Kriegsschauplätze (nebst Drum und Dran vom Tage), verhalfen ihnen zu einer neuen Blüthe und Bedeutung. Berlin und seine Vororte sind auch die Heimstätten einer großen Filmindustrie. In riesigen Glashallen stellt und produzirt man die Aufnahmen, soweit sie nicht im Freien gefilmt werden müssen. In meilenweitem Umkreis, in Stadt und Dorf, in Parks und Villengärten, an den märkischen und mecklenburgischen Seen, an der Ost- und Nordsee sowie in unseren Mittelgebirgen arbeiten die Berliner Künstler der Kamera im Verein mit den Berliner Mimen, die hier glänzende Nebeneinnahmen finden. Frau Asta Nielsen, Henny Porten und andere Lichtgrößen wohnen in Berlin. Ja ein Café nahe am Friedrichstraßenbahnhof ist zur Berliner Filmbörse geworden, wo sich die Regisseure und Unternehmer ihre geringeren Kräfte aussuchen. Aber diese Werkstätten, die zum Theil ihre Apparate und Maschinen selbst bauen, litten bisher durch die Konkurrenz Italiens, Frankreichs und Amerikas. Jetzt hat der Krieg eine reinliche Scheidung hergestellt. Man will die Films der Cines- (Italien) und Pathégesellschaft nicht mehr sehen, kann sie ja auch nicht mehr erhalten. Hoffentlich bleibt diese Stärkung und Unabhängigkeit der umfangreichen, mit Millionen arbeitenden deutschen Filmindustrie auch nach dem Kriege bestehen.

Die Kämpfe in Kurland und Russisch-Litthauen.

Im wiedereroberten Schaulen. — Russische Verwüstung von Kurland. — Die Kämpfe an der Muscha. — Der Marathonläufer im Auto. — Waldgefecht bei Sydowge. — Der abgeschlagene Durchbruchsversuch bei Pokroj. — Das Ergebnis.

Von Dr. **Paul Michaelis.**

Schaulen, 26. Juli 1915.

Am späten Abend langte ich Dienstag hier an Bord an. Das Auto war auf der von Pokroj hierher führenden Straße 13 Kilometer von Schaulen stehen geblieben, weil ihm das Benzin ausgegangen war. Es mußten mit ihm erst Benzin entgegengeschickt, um es wieder flott zu machen. In der Morgendämmerung kam es glücklich nach. Mit einem Reisegefährten hatte ich mich von der Armee, der wir seit Ambeten gefolgt waren, getrennt, um erst einmal das wieder in deutsche Gewalt gefallene Schaulen zu besichtigen. Schon auf dem Wege hierher fielen die starken festungsartigen Werke und Verschanzungen auf, mit denen die Russen Schaulen gegen den deutschen Angriff zu vertheidigen suchten. Aber dem gleichzeitigen Druck von Süden und Norden konnten sie nicht standhalten. Es blieb ihnen nichts anderes als der Versuch übrig, nach Süden und Südosten auszuweichen. Schaulen selbst ist heute fast eine einzige Ruine. Die weitläufig gebaute Stadt, die vor dem Kriege etwa 25,000 Einwohner zählte, existirte nur noch dem Namen nach. Was der erste große Brand bei der Erstürmung der Stadt am 30. April übrig gelassen, das ist jetzt bis auf einige Reste den Kämpfen der letzten Wochen zum Opfer gefallen. Die Kirche mit dem spitzen Thurm, das Wahrzeichen Schaulens, steht noch, aber ihr Dach ist abgedeckt. Dicht daneben hat ein schweres Geschoß mitten auf der Straße ein riesiges Loch gerissen. Die Pflastersteine sind weit umhergeschleudert. Von den langen Straßenzeilen, die sie umgeben, ist kein Haus stehen geblieben. Rauchgeschwärzte Mauerreste und verkohlte Balken zeugen davon, daß hier einst Tausende von regsamen Menschen ihrer friedlichen Hantirung nachgingen. Als wir sie in der Nacht durchwandelten, machte die Stadt, von keiner Laterne beleuchtet, nur vom blutroth untergehenden Mond mit schwachem Schimmer erhellt, einen furchtbaren Eindruck. Hie und da glimmte es noch in dem Gebälk, und überall war der scharfe Brandgeruch zu spüren. Gelegentlich huschte eine Katze über den Weg, und auf den öden Höfen heulten verlassene Hunde. Aber kein Mensch war zu sehen. Höchstens schallte durch die Oede der schwere Tritt eines wachhabenden Postens. So konnte man wohl eine Stunde durch die Straßen streifen. Es war überall das gleiche Bild des Grauens und Entsetzens. Wer wissen will, was der Krieg wirklich bedeutet, der muß eine solche Ruinenstätte betrachten, und er muß sie in der Nacht sehen, wo das Dunkel den Eindruck der furchtbaren Verlassenheit steigert. Dann blickt aus allen öden Fensterhöhlen das Grauen. Dabei haben die wenigen Tage, die Schaulen wieder in deutschen Händen ist, genügt, um wenigstens die ersten Anfänge einer neuen Ordnung zu schaffen. Aus dem litauischen Polen herkommend, wo es überhaupt mit der Russer zu Fuße zu sein schien, fanden wir in Schaulen bereits eine Kommandantur eingerichtet, ein Proviantamt, das unseren Hunger stillen konnte, eine Tankstelle für Benzin und, was für sich das Wichtigste war, die deutsche Feldpost. So wird es mir möglich, wenigstens in Kürze über die Vorgänge der letzten Tage zu berichten.

Nach der großen Schlacht in südöstlicher Richtung, die unsere Armee angetreten hatte, gelangten wir am 20. Juli nach Hofzumberge, einem Gehöft, in einer an Thüringen erinnernden Umgebung. Der weitere Vormarsch ging langsamer, da der Feind bei Mitau starken Widerstand leistete. Er funkte unaufhörlich in die vorgehenden deutschen Abtheilungen mit gutgezielten Schrapnells hinein und vertheidigte mit großer Zähigkeit jeden Fußbreit Boden. Erst Abends konnte sein Widerstand gebrochen und die große Straße freigemacht werden. Wir kamen deshalb zunächst bis Groß-Wilzen und hatten dabei Gelegenheit, die russische Kriegführung aus nächster Nähe zu sehen. Ueberall in der Richtung auf Mitau sah man Feuersbrünste. Der Feind äscherte systematisch alle Gutshöfe ein. An einer Stelle sahen wir weit über ein Dutzend Rauchsäulen auf einmal. Und so wie hier haben es die Russen, wo sich ihnen Gelegenheit bot, in ganz Kurland getrieben. So hörte ich von einem Offizier, der dabei war, daß in der Gegend zwischen Hasenpot und Goldingen nordöstlich Libau von den Russen sämmtliche Gehöfte angezündet worden sind und die ganze reife Ernte verwüstet worden ist.

Da uns der direkte Weg zur Reichsstraße vorläufig gesperrt war, so mußten wir versuchen, auf Umwegen zu ihr zu gelangen. Es waren schlimme Wege. Unmittelbar hinter dem schloßartigen Gut Blankenfeld ist die Grenze des schönen Kurland mit seinen verhältnismäßig wohlgepflegten Straßen erreicht, und wir kommen nach Russisch-Litauen, was sich sofort an den strohgedeckten Holzhütten und den elenden Straßenverhältnissen bemerkbar macht. Endlich erreichten wir die breite Heerstraße und gelangten nun rasch an der sich nach Süden wälzenden Heeresmasse vorüber nach Sattkuni, etwas nördlich von Janischki, einem prachtvollen Gut mit saubern Gebäuden und modernen landwirthschaftlichen Maschinen. Aber das Haus selbst war leer. Noch am vorhergehenden Tage war hier ein russisches Proviantamt gewesen. Es wurde fortgeschafft. Aber die Kolonne lief einer deutschen Abtheilung in die Hände und wurde einschließlich des Proviantmeisters festgenommen. Der Mann machte übrigens, als er verhört wurde, einen ausgezeichneten Eindruck. In dieser Nacht schliefen wir auf Heu, und der weite Gutshof war in ein Feldlager umgewandelt mit lodernden Wachtfeuern und stampfenden Pferden. Die Truppen hatten in der letzten Zeit außerordentliche Anstrengungen zu überwinden. Es sei als ein ungefährer Anhalt erwähnt, daß die Kavallerie in sieben Tagen 320, die Infanterie 120 Kilometer zurückgelegt hatte. Diese reine Marschleistung besagt natürlich noch nichts über die wirklichen Leistungen, da noch die zahlreichen Gefechte, die Patrouillengänge, Umwege und sonstigen Strapazen hinzukommen.

Trotzdem war an Ruhe für die folgenden Tage nicht zu denken. Es galt, nachdem der Feind in Mitau zunächst gefesselt war, den südlich und südöstlich stehenden Gegner zu packen und zu vernichten. Dazu war abermals eine weit ausholende Umgehung nöthig. Es waren denn auch bereits am vorhergehenden Tage berittene Truppen von Janischki nach Kalsary geschickt worden, um den Uebergang über die Muscha zu sichern. Die letzte Kraft von Mann und Pferd mußte eingesetzt werden, um noch einmal zu leisten, was eben nur der deutschen Armee möglich ist. Noch in der Morgendämmerung begann beim Stabe unseres Truppenkörpers neues Leben. Dieser und jener war überhaupt nicht zur Ruhe gekommen, die anderen hatten höchstens ein oder zwei Stunden geschlafen. Ein kühler, aber klarer Morgen, die Sonne hat sich bereits durch die Wolken durchgekämpft. Auf der großen Heerstraße ist es bereits lebendig. Berittene Truppen, Infanterie und Radfahrer ziehen vorüber, theils nach Süden, theils in südöstlicher Richtung nach Kalsary an der Muscha. Wir fahren zunächst nach Janischki. Die katholische Kirche hat bei früheren Kämpfen durch Artilleriefeuer gelitten; eine Granate hat in die Mauer ein Loch gerissen, und von den Fenstern ist ein Theil zertrümmert. Dabei wird in ihr gerade Frühmesse abgehalten. Es haben sich auch einige Fromme eingefunden, vor allem alte Frauen. Sonst ist auch dieses Städtchen leer, und die Läden am Markt sind zum größten Theil verschlossen. Wir fahren weiter nach Südosten, einem Gut Johannowo zu. Ein Stabsoffizier kommt uns im Auto entgegen und ruft uns die Worte des Läufers von Marathon zu: „Wir haben gesiegt!“ Da Schaulen gefallen war, so hatten die deutschen Truppen in mehreren Kolonnen die Muscha überschritten, um den Russen die Rückzugsstraße nach Osten zu verlegen. Es war bereits zu Gefechten mit den russischen Nachhuten gekommen, wobei viel Bagage gewonnen war. Am Abend des 21. Juli machte der Stab in Mikutul Halt, einem einsamen, verkommenen Hof mit jämmerlichen Arbeiterwohnungen, die keine Fensterscheiben haben. Dieses Jahr man sich hier in der allerdrückendsten Wärme, und das Gewitter brach gewaltiger schon. Es war eine aufregende Nacht. Patrouillen meldeten, daß angeblich gegen russische Truppen im Anmarsch seien, dann hieß ein starkes Gewitter ein, und die Gegenwart, ob wir heute wirklich einem Ueberfall entgehen würde, noch erhalten. Jedenfalls wurde alarmirt, d. h. Gefecht gehört, und Abtheilungen gingen vor, aber wir blieben auf unserem Strohlager in einem kleinen Raum unbehelligt. Dafür wurde weiter vorn an der Front gekämpft. Dorthin trafen Ritmeister, der Zahlen gefallen, nahm 250 Mann mit zwei Maschinengewehren gefangen, indem er seine Reiter das Gewehr aufpflanzen ließ und mit Hurra auf die überraschten Russen einstürmte. Leider wurde er kurz bei dieser kühnen That durch einen russischen Schrapnellschuß schwer verwundet. Am 22. Juli kehrten wir zunächst nach Johannowo zurück, da in der Richtung Zolschany und Pokroj südlich der Muscha ein starkes Gefecht mit den russischen Nachzüglern im Gange war. Der weitere Weg war für Autos unpassirbar. So machten wir uns zu Fuß auf, durchwateten die Muscha und gelangten nach Sydowge, wo ein klarer Ueberblick über das Kampffeld möglich war. Allerdings spielten sich die zum Theil sehr erbitterten Kämpfe fast durchweg in und hinter dem Walde ab, so daß man auch mit dem Scherenfernrohr nur hin und wieder eine aufmarschirende Kolonne sehen konnte. Dafür war der Donner der Geschütze, der mit siebenfachem Echo dahinrollte, um so stärker. Dazwischen mischte sich das Knattern der Gewehre und das regelmäßige Tack-Tack der Maschinengewehre. So ging es fort bis zum Abend. Den Russen war in einem Armeebefehl gesagt worden, daß die Armee eingeschlossen sei, und daß entweder größere Abtheilungen einen Durchbruch versuchen oder kleinere sich durchschleichen und hinter der deutschen Linie sich wieder sammeln sollten. Offenbar war bei Pokroj ein solcher Durchbruch geplant, aber er scheiterte an deutscher Standhaftigkeit. Gerade die den Russen abgewonnenen Maschinengewehre leisteten dabei blutige Arbeit. In langen Reihen wurden die todesmuthig vorstürmenden Russen niedergemacht. Tausende von Leichen sollen im Walde gelegen haben.

Aber auch sonst fehlte es nicht an Erfolgen. Es sei nur als Einzelheit erwähnt, daß eine Jägerpatrouille von vier Mann auf eine starke Abtheilung Russen stieß, sie rücksichtslos angriff und zu Gefangenen machte. Die Gefangenen wurden dann von zwei Mann zurückgebracht, während zwei Mann weiter beobachteten. Es waren 74 Russen, darunter drei Offiziere. Ich sah sie ankommen, durchweg starke, gut ausgerüstete Leute. Sie erklärten, seit dem vorhergehenden Abend ohne Befehl gewesen zu sein; seit drei Tagen hatten sie nichts mehr gegessen.

Abends gingen wir wieder über die Muscha zurück nach Labary und von dort in tüchtigem Fußmarsch nach Johannowo, wo wir bei den Offizieren der Beobachungsschwadron die liebenswürdigste Aufnahme fanden. Am 23. Juli fuhren wir über Linkowo nach Girbutki, wo wir den Stab unseres Korps wiederfanden. Da das Ziel, die von Schaulen zurückfluthenden Russen zu fassen, erreicht war, so nahmen wir von der kommandirenden Exzellenz, die uns in gewinnendster Weise gefördert hatte, und von den Herren vom Stabe Abschied, um zunächst einmal nach Schaulen zu gehen. Bei Pokroj passirten wir das Schlachtfeld des Freitags. Obgleich schon etwas aufgeräumt war, lagen am Wegerande und auf den angrenzenden Feldern noch zahlreiche todte Russen, manche, als ob sie schliefen, andere zusammengekrümmt, dazu die todten Pferde, die zerstreuten Gewehre und andere Zeichen des erbitterten Kampfes, ein Anblick, bei dem man vom ganzen Jammer der Menschheit angepackt wurde. Aus einem Kornfeld erhoben sich zwei russische Soldaten und streckten die Hände hoch. Sie wollten sich gefangengeben, wir konnten aber von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen. So wie diese mögen noch Hunderte von zersprengten russischen Soldaten in den Wäldern und Feldern östlich Schaulen sitzen. Sie haben keine Wahl; sie müssen sich schließlich ergeben. Sonst aber war das Gebiet nach Schaulen hin frei.